

Dr. Frank Vogelsang

Evangelische Akademie im Rheinland

www.frank-vogelsang.de

In welcher Wirklichkeit leben wir? Naturwissenschaft und die Frage nach Gott

Villigst, 25. April 2018

Ich möchte in dem Vortrag auf die Rahmenbedingungen eingehen, die der Rede von Gott im Allgemeinen und dem seelsorgerlichen Handeln im Besonderen heute gesetzt sind. Es geht in dieser Tagung um die Rolle des Wissens und die Orientierung in einer komplexen Welt. Das heißt heute zuerst und vor allem die Orientierung in einer modernen, von Wissenschaft und Technik bestimmten Welt. Meine Ausgangsthese ist: In der Tat schaffen diese Vorgaben, die man in der christlichen Verkündigung und Seelsorge nicht vernachlässigen kann.

An der Evangelischen Akademie im Rheinland in Bonn bin ich für den „Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie“ zuständig. Hier geht es genau um die gerade angedeuteten kulturellen Vorgaben für jede zeitgenössische Rede von Gott. Was auch immer wir tun, wenn wir von Gott reden, wir müssen uns vergegenwärtigen, dass die Zuhörerinnen und Zuhörer bestimmte Bilder von der Welt im Blick haben, bestimmte Dinge für wahrscheinlich halten, sehr vieles aber sehr grundlegend bezweifeln. Diese Bilder sind heute aber in einem erheblichen Maße durch Naturwissenschaften geprägt. Die Formulierung „sie sind geprägt“ lässt eine Differenz anklingen. Man muss unterscheiden zwischen dem wissenschaftlichen Wissen und jenen verallgemeinerten Bildern, die sich daraus für viele Menschen bilden.

Jene vertrauten Bilder sind von dem wissenschaftlichen Wissen zu unterscheiden. Es geht nicht um das exakte wissenschaftliche Wissen, sondern um allgemein geteilte Vorstellungen, die wir fraglos akzeptieren. Die Differenz zwischen wissenschaftlichem Wissen und den verbreiteten Grundannahmen kann an einer Stelle recht präzise beschrieben werden. Die entscheidende Frage ist, ob wissenschaftliche Methoden eine Rolle spielen. In der wissenschaftlichen Forschung stehen die Methoden im Mittelpunkt. Sehr viel

Aufwand wird betrieben, um die Möglichkeiten, vor allem aber auch die Grenzen von Methoden zu beschreiben. Wissenschaftliches Erkennen hat Grenzen und spezifische Voraussetzungen, die die Wissenschaften stets im Blick behalten müssen. All das spielt aber in dem zeitgenössischen naturwissenschaftlich geprägten Weltbild keine Rolle. Hier werden die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aufgenommen unter der Überschrift: „Die Wissenschaft hat herausgefunden, dass...“. Die so kolportierten Erkenntnisse prägen unser Lebensgefühl und geben uns gewisse Sicherheiten, die sich gerade auch im Alltag immer wieder bewähren.

Die naturwissenschaftlich geprägten Vorstellungen haben neben den eher theoretischen Annahmen über die Welt noch eine weitere wichtige Quelle: Die Unzahl von technischen Geräten, die wir im Alltag verwenden. Wir verwenden sie zumeist gedankenlos, unreflektiert. Aber was machen wir, wenn sie nicht funktionieren? Dann springen wir unversehens in die Haltung eines kritischen Betrachters. Wir werden zu kleinen „Forscherinnen und Forschern“ und sehen die Geräte ähnlich an, wie es ein Techniker oder eine Wissenschaftlerin tun würde. Das Gerät funktioniert nicht? Das muss einen Grund haben und wir gehen kritisch alle Faktoren einer möglichen Störung durch. Mein Handy hat keinen Empfang? Liegt das am Standort? Ist der Akku leer? Ist das Gerät gestört? Ist die App abgestürzt? usw. usf.

Es geht hier also um bestimmte Intuitionen über die Welt und uns selbst, es geht um ein Lebensgefühl. Die Bilder von der Welt und uns selbst werden gerade dann wichtig, wenn etwas unsicher wird. Seelsorgerliche Situationen entstehen nun aber gerade in solchen Situationen: Vertraute Strukturen brechen zusammen, worauf kann ich mich noch verlassen? Es ist verständlich, dass man sich zunächst an jene Vorstellungen hält, die sich bisher als verlässlich erwiesen haben. Das sind aber für die meisten Menschen heute jene Bilder und Annahmen, die mit der naturwissenschaftlich-technischen Entwicklung verbunden sind.

Gott erscheint unter den Vorgaben dieses Alltagswissens wie eine zusätzliche, höchst problematische Größe im Inventar der Welt. Keiner hat ihn gesehen, gesicherte Hinweise gibt es auf ihn eigentlich auch nicht, traditioneller Weise haben die Menschen angenommen, dass er existiert, manche glauben an ihn. Diese grundsätzlich kritische Haltung gibt es nicht nur gegenüber bestimmten

Wundergeschichten, etwa von Krankenheilungen, hier geht es gerade auch um die zentralen Aussagen des christlichen Glaubens, um die Schaffung der Welt durch Gott, um die Gottessohnschaft des Jesus von Nazareth, um die Relevanz des Kreuzestodes, um die Auferstehung. Viele Menschen sagen: Jesus als vorbildlicher Mensch, das kann ich mir schon vorstellen, das andere aber kann ich nicht glauben. Das andere steht im Widerspruch zu den verbreiteten Vorstellungen von der Welt.

Ich möchte mich dem Problem nun in drei Schritten nähern. In einem ersten möchte ich einen kurzen Rückblick wagen: Woher stammen die Bilder von der Welt, die uns so vertraut sind? Wichtig ist hier: Wir reden über einen umfassenden kulturellen Wandel in den vergangenen Jahrhunderten, der eine bestimmte Haltung der Welt gegenüber bevorzugt. Die naturwissenschaftliche Forschung ging von Beginn an mit einer bestimmten Haltung der Welt gegenüber einher, es ist die Haltung des kritischen und distanzierten Blickes. Diese Haltung hat ihre Stärken, aber auch ihre Defizite. In einem zweiten Schritt möchte ich auf die Defizite eingehen und zeigen, dass es gute Gründe gibt, mit den verbreiteten Bildern von der Welt vorsichtiger umzugehen. Wir müssen über das reden, was sich zeigt, wenn wir der Welt gegenüber eine andere Haltung einnehmen. Wir können die Welt auch mit empathischen Augen sehen und auf unsere Verbundenheit mit der Welt achten. Dann zeigt sich all das, was in dem skeptischen Blick zu kurz kommt. Drittens schließlich möchte ich in aller Kürze darauf hinweisen, dass diese andere Sicht auf die Welt sehr gut mit vielen biblischen Aussagen über unser Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen passt.

1. *Die wissenschaftliche Sicht auf die Welt*

Die eingangs genannte Verunsicherung ist keine kurzfristige Modeerscheinung, sondern um ein Phänomen, das sich schon seit mehreren Jahrhunderten abzeichnet. Friedrich Schleiermacher hat vor 200 Jahren formuliert: „Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Man wird also tiefer in unserer Kulturgeschichte graben müssen, um zu verstehen, woher unsere Vorstellungen von der Welt stammen.“

Ein entscheidender Faktor ist die Entwicklung der Naturwissenschaften in Europa seit dem 17. Jahrhundert. Mit der wissenschaftlichen Erforschung der

Welt ging ein neues Verständnis der Wirklichkeit einher. Die Welt ist das, was wir mit Hilfe objektivierender wissenschaftlicher Methoden über sie sagen können. Wichtig ist vor allem: Das Wissen über die Welt muss sicher sein, es darf nicht um Hörensagen oder Wunschenken gehen. Das Wissen von der Welt, das so entsteht, ist mit einer bestimmten Haltung eng verbunden, es ist die Haltung der skeptischen Distanz. Sie zeigt sich dann, wenn wir kritisch werden, wenn etwas nicht funktioniert oder wenn eine Behauptung unwahrscheinlich ist. Wir beherrschen diese Haltung und nehmen sie jederzeit ein, wenn es kritisch wird.

Nehmen wir einmal die folgende Situation an: Ein Freund stürzt durch die Tür herein und behauptet aufgeregt, vor dem Haus sei ein UFO gelandet. Wir glauben ihm nicht, aber lassen uns mitreißen und laufen vor das Haus: Wir sehen nichts. Der Freund will sich nicht beruhigen, wir untersuchen mit ihm den Rasen vor dem Haus nach Spuren, wir finden wiederum nichts. Auch gibt es keine weiteren Zeugen im Umfeld. An Bäumen, an Strommasten oder Hausfassaden sind keine Spuren zu sehen, die auf die Landung eines UFOs schließen lassen. Unser Freund bleibt hartnäckig, um ihn zu beruhigen, gehen wir in der Überprüfung vielleicht noch weiter: Wir fragen in der Nachbarschaft, ob es irgendwo Stromausfälle oder andere außergewöhnliche Indizien gab, telefonieren mit Bekannten in der Nähe, ob sie etwas gesehen haben. Schließlich rufen wir bei der Leitwarte des nahe gelegenen Flughafens an. Doch auch da werden keine besonderen Vorkommnisse auf den Radarschirmen gemeldet. Was bleibt uns dann anderes übrig, als diese Erfahrung des Freundes als einen persönlichen subjektiven Eindruck einzuordnen, die eher einer Halluzination gleicht? Wir mögen immer noch ihn entschuldigen wollen, aber klar ist, dass seine Behauptung über die Wirklichkeit nicht zutrifft. Was haben wir nun mit unserem Prüfprozess getan? Wir haben ein bestimmtes Programm durchgearbeitet, das auf ein allgemeines Verständnis von einer objektivierbaren Welt ausgerichtet ist. Wenn ein UFO gelandet sein sollte, so die Vermutung, dann hat es sicherlich auch objektive Spuren hinterlassen, die dem einen oder anderen Überprüfung zugänglich sind.

Wenn es solche Spuren nicht gibt, müssen die Ursachen für die Erscheinung beim Freund selbst zu suchen sein. Dann war das UFO nur ein subjektiver Eindruck, ein Schein, dem aber kein Sein entspricht. Hier kommt also die Unterscheidung zwischen „subjektiv“ und „objektiv“ zum Zuge, die analog zu der von „innen“ und „außen“ für unsere technisch-wissenschaftliche Kultur

prägend ist. Der Freund mag „innerlich“ überzeugt sein, aber seiner Überzeugung entspricht keine äußere Wirklichkeit.

Dieses Urteil ist gut begründet. Wenn wir wider besseres Wissen einer Behauptung über die Wirklichkeit Glauben schenken, setzen wir uns dem Verdacht der Leichtfertigkeit, zumindest aber der Leichtgläubigkeit aus. Die objektivierende Beschreibung der Welt ist ein hohes Gut, das wir in den letzten Jahrhunderten errungen haben. Das Beispiel der UFO Prüfung verdankt sich voll und ganz dieser Tradition. Doch – wie war das noch mit der Auferstehung Jesu?

Wir moderne Menschen sind Skeptiker und Kritiker. Wir zweifeln gerne. Das geht zurück bis auf den Philosophen René Descartes im 17. Jahrhundert. Seine zentrale Frage war: Wie kommt man zu einer sicheren Erkenntnis? Er setzte auf ein regelgeleitetes Erkennen und schenkte den Methoden, die zur Erkenntnis führen sollen, eine große Aufmerksamkeit. Doch wie kann man die äußere Welt sicher erkennen? Dazu ist es erstens wichtig methodisch vorzugehen. Folglich spielen die Methoden bei Descartes eine große Rolle. In einem ersten größeren Werk, das aber zeit seines Lebens unveröffentlicht bleibt, beschäftigte er sich mit den Fragen des regelgeleiteten Erkennens.

Hier zeigt sich jene Haltung, die auch unsere Kultur prägt. Wir unterscheiden strikt zwischen Wahrheit und Täuschung und sind darauf ausgerichtet, Täuschungen zu vermeiden. Täuschungen sind eine Bedrohung, vor der wir uns fürchten, die wir auf jeden Fall ausschließen wollen. Um das zu tun, müssen die Quellen möglicher Täuschungen ausgeschaltet werden. Das wissenschaftliche Wissen muss sicher sein. Es muss sich bewähren. Und es bewährt sich auch immer wieder, wenn wir es für die Gestaltung technischer Geräte nutzen. Wir setzen uns in ein Flugzeug, weil wir darauf vertrauen, dass das alles schon genau berechnet ist. Wir können dem Wissen der Flugzeugbauer auch trauen, das zeigt die geringe Zahl der Unfälle. Wenn wir das mit all den anderen technischen Geräten hochrechnen, so ist unser alltägliches Leben von dem Vertrauen in das belastbare wissenschaftliche Wissen geprägt. Der skeptische, der distanzierte, der methodisch kontrollierte Blick auf die Welt hat sich bewährt. Das Wissen, das wir gewonnen haben, hat die Menschheit voran gebracht. Wer wollte sich schon heute noch den Bedingungen des 17. Jahrhunderts operieren lassen?

2. Die Grenzen des objektiven Wissens:

Wir existieren als leibliche Wesen

Die Fähigkeit zu kritischem, zu distanzierendem, zu objektivierendem Wissen hat aber zugleich dazu geführt, dass man das gering schätzt, was sich nicht klar und deutlich beschreiben lässt. Das tun wir heute vor allem dadurch, dass wir etwas als „subjektiv“ bezeichnen. Das „Subjektive“ ist individuell, das kann jeder anders sehen. Religion ist subjektiv. Dadurch kann sie sich vor dem Anspruch des Objektiven retten, aber um den Preis, dass sie fast nichts mehr über die Wirklichkeit zu sagen hat. Das objektive Wissen hat dann Vorrang. Vernünftige Menschen beziehen sich auf dieses verbürgte Wissen. Die Religion wird zu dem Ausdruck einer individuellen Befindlichkeit. Das Wissen, an dem wir uns im Alltag orientieren, scheint übermächtig zu sein.

Die entscheidende Frage ist aber, ob wir mit der Haltung des skeptischen und distanzierenden Beobachters alles erkennen können, was wirklich ist! Die Unterscheidung zwischen objektiv und subjektiv legt nahe, dass der objektive Blick nicht alles erfassen kann. Es gibt gute Gründe dafür, dass der kritische und objektivierende Blick auf die Welt eine ganze eigenständige Dimension der Wirklichkeit abblendet. Das, was wir subjektiv nennen, ist tatsächlich keine innere, individuelle Erfahrung, sondern eine Erfahrung mit der äußeren Wirklichkeit wie wissenschaftliche Messungen Erfahrungen mit der Wirklichkeit sind. Diese Dimension der Wirklichkeit hat nur gegenüber dem objektivierbaren einen entscheidenden Nachteil: Wir können diese Wirklichkeitserfahrungen und –kontakte nicht verallgemeinern und für alle gleichermaßen zugänglich machen.

Gibt es also ein Wissen, das nicht durch allgemeine Gesetze abgebildet werden kann und das doch ebenso Wissen von der Welt ist wie das objektive Wissen? Ich meine ja und beziehe mich hier auf Ergebnisse der phänomenologischen Philosophie, wie sie Edmund Husserl und ihm folgend Maurice Merleau-Ponty ausgearbeitet hat. Letzterer hat sich mit großer Intensität um die Beschreibung des Leibes bemüht. Das besondere Kennzeichen des Leibes nach Merleau-Ponty ist, dass die geläufige Unterscheidungen wie „Innen“ und „Außen“, wie Subjekt und Objekt etwas Entscheidendes verdecken: Unsere Verbundenheit mit der Wirklichkeit. Wir sind keine isolierten Wesen, sondern mit der Umwelt und mit anderen Menschen auf das Innigste verbunden. Wir sind verbunden, weil wir leibliche Wesen sind, keine Weltgeister.

Wir bewegen uns gewöhnlicher Weise so in der Welt, dass uns Dinge begegnen, die wir als Objekte untersuchen können. Wir selbst sind Subjekte unserer Handlungen und Wahrnehmungen. Unserer Gedanken, unser

Empfinden ist „innen“, sie sind Teil des Subjekts, die Dinge um uns herum sind „außen“, sie sind Objekte.

Doch ist diese scheinbar klare Unterscheidungen in unserem Alltag nicht so unproblematisch. Das kann man schon mit einem einfachen Selbstversuch am eigenen Leibe erleben. Wir können zum Beispiel mit der rechten Hand die Innenfläche unserer linken Hand berühren und sie abtasten. Während die Finger der rechten Hand der Oberfläche der linken Hand entlang tasten, kann man mit etwas Aufmerksamkeit einige Besonderheiten der linken Handoberfläche ertasten. Die linke Hand erweist sich als warm, als weich, sie hat eine raue und leicht gewölbte Oberfläche. Unsere Konzentration geht allein auf die Beschaffenheit der linken Hand. Die Situation könnte man nun mit der klassischen Aufteilung zwischen Subjekt und Objekt beschreiben: Das Subjekt ist in diesem Fall die rechte Hand, sie erkundet neugierig ihre Umgebung. Das zu untersuchende Objekt ist die linke Hand, wie verbleibt bei der Prozedur passiv und lässt sich untersuchen.

Doch gehören beide Hände zu ein und demselben Leib. Im Nu können wir die Rollen tauschen, dann untersucht die linke Hand die rechte Hand. Die Oberfläche der linken Hand wird dann zum Sensor, die Finger der rechten Hand sind das, auf das sich unsere Aufmerksamkeit richtet. Zu spüren sind dann die Wölbungen der Fingerspitzen, die auf der Oberfläche der linken Hand entlang gleiten. Den Wechsel können wir jederzeit wieder vornehmen. Immer ist die eine Hand die untersuchende und die andere Hand die untersuchte. Worauf will das einfache Experiment hinaus?

Erstaunlich ist, dass bei der Betrachtung des Leibes die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen „Innen“ und „Außen“ in diesem Fall nicht mehr so einfach durchzuführen ist. Durch den Leib sind wir in diesem Fall *sowohl* Subjekt *als auch* Objekt! Unser Leib umfasst beide Hände und auch das, was diese miteinander verbindet. Der Leib ist offenkundig eine Größe, die um die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt herum gebaut ist und die sich ihr so verweigert. Man kann auch formulieren, dass die Unterscheidung von Subjekt und Objekt mitten durch den Leib hindurchgeht, ohne ihn aber in zwei fixe Teile aufzuspalten. In unserem Leib kann alles Subjekt oder auch Objekt werden.

Das objektive Wissen setzt voraus, dass wir objektivieren können, dass wir uns von der zu untersuchenden Welt distanzieren können. Aber in vielen für uns wichtigen Fragen können wir uns nicht distanzieren, gerade weil wir als leiblich existierende Wesen notwendigerweise immer auch verbunden sind.

In unserem Alltag gerät die Verbundenheit nur immer wieder aus dem Blick. Oft ist es eine fernöstliche Meditationstechnik, die uns wieder daran zu erinnern hilft. Das sieht man schon an ein paar sehr einfachen Beispielen: Nehmen wir wahr, dass wir in diesem Moment atmen? Wo auf längere Zeit kein Atem ist, da ist kein menschliches Leben. Und doch ist uns der Atem in der Regel zu selbstverständlich, als dass wir darauf achten würden. Der Atem ist aber überlebenswichtig. In der Bibel wird Gott als der beschrieben, der dem Menschen seinen Atem einhaucht. Der Atem verbindet uns aber mit der uns umgebenden Wirklichkeit – wir leben nicht aus uns selbst. Man kann diese Gedanken auf die lebenswichtige Wärme unseres Körpers, auf die Versorgung mit Wasser und Nahrung erweitern, all dies sind notwendige Voraussetzungen unseres Lebens, denen wir dennoch in der Regel nur wenig Beachtung schenken, weil wir davon ausgehen, dass sie schon gewährleistet sind. In all diesen Voraussetzungen sind wir auf unterschiedliche Weise mit der uns umgebenden Wirklichkeit verbunden. Wir werden allerdings schnell darauf aufmerksam, wenn die unproblematische Verbundenheit gestört, unterbrochen wird, wenn man ungeschützt kalt wird, nach Luft ringt, ohne Nahrung oder ohne Flüssigkeit ist. Wenn diese Formen von Verbundenheit mit der uns umgebenden Wirklichkeit aber gewährleistet sind, dann gilt: Was stets und immer da ist, fällt nicht auf.

Das philosophische Argument ist nun: Als verbundene Wesen, als leibliche Wesen können wir nicht alles objektivieren. Hier hilft uns das objektive Wissen auch nicht wirklich weiter. Keine Theorie des Universums kann uns sagen, ob die Welt sinnvoll ist. Keine Theorie vom Menschen kann sagen, wie wir zu leben haben, ob wir diesen oder jenen Lebensweg einschlagen sollen, welchen Werten wir folgen sollen. All diese Fragen zielen aber nicht auf innere Befindlichkeiten, sondern auf unser leibliches Verbundensein mit der Welt!

3. Der Glaube als Ausdruck radikaler Verbundenheit

– biblische Hinweise

Man kann nun die biblischen Texte darauf hin prüfen, inwieweit sie unsere Verbundenheit hervorheben, zunächst die Verbundenheit mit Gott, aber auch die Verbundenheit mit der uns umgebenden Natur und mit anderen Menschen. Erstaunlicherweise steht sie dort im Mittelpunkt. Die biblischen Texte beziehen sich auf ein Wissen, das nicht objektivierbar ist, das aber auch nicht einfach subjektiv ist, sondern das über unsere vielfältige Verbundenheit Ausdruck gibt.

Das wichtigste Wort, das Verbundenheit in den Mittelpunkt rückt, ist natürlich die Liebe. Dies gilt sowohl für Texte der hebräischen Bibel wie auch für neutestamentliche Texte. In der Thora hat das Gebot der Liebe einen zentralen Stellenwert, es ist das Gebot der Liebe zu Gott (5. Mose 6,5) und zum Nächsten (Lev 19,18). Gott wiederum liebt sein Volk, was an mehreren Stellen zum Ausdruck kommt (Deut 7,6; Hos 3,11). Im Neuen Testament ist unter Verweis auf diese Tradition von dem Doppelgebot der Liebe die Rede (Mt 22, 37-40). Man soll den Nächsten lieben wie sich selbst. Wer ist mein Nächster? Offenkundig, das zeigt die Erzählung vom barmherzigen Samariter, kann jeder mein Nächster werden. Jedoch ist nicht prinzipiell jeder Mensch mein Nächster, eine solche Aussage wäre wiederum eine solche aus der Distanz. Ich lebe als leibliches Wesen an einem bestimmten Ort in der Welt – dort kann sich zeigen, wer je und je mein Nächster ist, mit wem ich verbunden bin. Der Samariter ging der Anblick des Verletzten an die Nieren, er erlebt sich als mit ihm verbunden und hilft.

Das Johannes-Evangelium etwa betont das Einssein mit Gott, dem Vater. Ein Wort Jesu, das er auf die Menschen bezieht, die an ihn glauben, lautet: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, auf dass die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“ (Joh 17,21) Diese Verbundenheit Jesu mit seinem Vater ist nicht exklusiv, sie bezieht die ganze Gemeinde mit ein. Ein weiteres Bild ist das von dem Weinstock und den Reben: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (Joh 15,5) Die Verbundenheit mit Gott bietet erst die Grundlage für ein Handeln in der Welt.

In den Briefen des Paulus finden sich zahlreiche Ausdrücke, die eine elementare Verbundenheit hervorheben. Wiederholt bezieht er sich auf das Bild vom Leib, das für die junge Gemeinde steht: „Denn wie der Leib einer ist und hat doch viele Glieder, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind doch ein Leib sind: So auch Christus.“ (1. Kor 12,12) Dieser Leib stellt einerseits die Gemeinde dar und ist zugleich auch der Leib Christi. Christus, so kann Paulus an anderer Stelle sagen, ist das Haupt dieses Leibes. Der Leib wird so zu einem Begriff, der den auferstandenen Christus und die Menschen in der Gemeinde in gleicher Weise umfasst, sie sind in ihm und durch ihn miteinander verbunden.

Paulus nutzt an anderen Stellen seiner Briefe die Formel, dass Christinnen und Christen „in Christus“ existieren, sie haben Teil am „Sein in Christus“. Eine berühmte Stelle ist in dem Brief an die Galater: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; Denn

ihr alle seid allesamt einer in Christus Jesus.“(Gal 3, 28) Paulus verwendet noch andere Begriffe, die in die gleiche Richtung zielen und den Grundgedanken der Verbundenheit verstärken. Eine besondere Bedeutung hat für Paulus der Begriff des Geistes, um die Verbundenheit von Christinnen und Christen mit Gott zum Ausdruck zu bringen: „Wer aber dem Herrn anhängt, der ist ein Geist mit ihm.“ (1. Kor 6,17) „Denn wir sind durch einen Geist alle zu einem Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie und sind alle mit einem Geist getränkt.“ (1. Kor 12,13) Diese Verbundenheit der Christinnen und Christen mit Gott und so auch untereinander ist ein zentrales Kennzeichen der christlichen Existenz, des christlichen Glaubens. Die Verbundenheit lässt sich eben nicht als eine von Gleichgesinnten darstellen. Die Menschen sind erst einmal viele, die Verbundenheit wird allein durch Gott ins Werk gesetzt.

Schließlich sei noch ein weiteres Wort genannt, das Lukas dem Paulus zuweist. Paulus ist auf seiner zweiten Missionsreise in Athen, er predigt auf dem Areopag. Unter den Zuhörenden sind viele philosophisch Gebildete, auch Skeptiker. Sie fragen: Wo ist der Gott, von dem Paulus redet? Paulus findet eine kurze Antwort mit den berühmt gewordenen Worten: „Fürwahr er ist nicht ferne von einem jeden von uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.“ (Apg 17,27.28) Es gibt kaum eine Formulierung, die sprechender die Verbundenheit zwischen Gott und Mensch zum Ausdruck bringen könnte.

Resümee

Das Fazit zum Schluss lautet: Das Wissen von der Welt, das heute allgemein akzeptiert ist, hebt besonders die objektivierbaren Dimensionen der Wirklichkeit hervor. Als moderne Menschen vertrauen wir ihnen in unserem alltäglichen Leben. Deshalb tauchen Vorstellungen von der Welt, die dem objektivierbaren Wissen entspringen, auch in krisenhaften Zeiten auf. Wenn man seelsorgerlich handelt, muss man mit bestimmten kulturell vermittelten Bildern von der Welt und vom Menschen rechnen. Doch gerät unter diesen Vorstellungen aus dem Blick, dass wir als leibliche Wesen die Wirklichkeit noch ganz anders wahrnehmen. Diese Dimension, die sich Erfahrungen von Verbundenheit und Nähe zeigt, ist für den christlichen Glauben von elementarer Bedeutung. Gerade dieses, in den biblischen Texten vermittelte Wissen, kann sich immer wieder in der Seelsorge bewähren.